

Leseprobe aus:

Leena Lehtolainen

Auf der falschen Spur



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

PROLOG

Die Straße von Salo nach Inkoo war dunkel und von Schildern gesäumt, die vor Elchen warnten. Die Journalistin Jutta Särkikoski fuhr bewusst langsam, obwohl der Mann, der neben ihr saß, es eilig hatte, nach Helsinki zu kommen. Normalerweise hätte sie den Weg von Turku nach Helsinki auf der Autobahn zurückgelegt, doch da sie den Freelance-Fotografen, der in Turku Aufnahmen für sie gemacht hatte, in Kisko absetzen musste, hatte sie die Landstraße genommen.

Jutta Särkikoski war in Turku gewesen, um den Achthundertmeterläufer Toni Väärä und seinen Trainer Ilpo Koskelo zu interviewen. Väärä hatte in diesem Sommer den Durchbruch geschafft und die erfolgreiche Saison gerade mit einem überlegenen Sieg beim Länderkampf Schweden–Finnland abgeschlossen. Mit einer Zeit von 1:44:13 war er auf Platz 15 der internationalen Rangliste aufgestiegen, ein sensationeller Erfolg. Jutta Särkikoski, die als freie Journalistin arbeitete, hatte von einer Illustrierten den Auftrag zu einem ausführlichen Interview mit Väärä erhalten, in dem unter anderem die Gründe für den rasanten Aufstieg des jungen Sportlers ausgelotet werden sollten. Das Treffen in Turku, wo der gebürtige Ostbottnier wohnte und trainierte, war der Auftakt zu dieser Arbeit gewesen.

Der Regen schlug immer heftiger gegen die Scheiben. Jutta nahm sich vor, Toni Väärä allmählich in ein Gespräch zu verwickeln. Er war alles andere als redselig, eher glich er den Sport-

lern früherer Jahre, die Interviewfragen möglichst knapp und ohne jeden Anflug von Humor beantwortet hatten. Es war ein hartes Stück Arbeit gewesen, ihn überhaupt für das Interview zu gewinnen; er hatte das Treffen unter verschiedenen Vorwänden immer wieder verschoben. Obendrein hatte sein Trainer alles darangesetzt, ein Gespräch unter vier Augen zu verhindern. Da Väärä noch keinen Manager hatte, hatte Jutta zunächst mehrmals beim Leichtathletikverband anrufen und das Interview schließlich mit Trainer Koskelo vereinbaren müssen. Zu ihrem Glück brauchte Väärä eine Mitfahrgelegenheit nach Helsinki, wo er an einer Veranstaltung seines Sponsors teilnehmen sollte. Nachdem der Fotograf in Kisko ausgestiegen war, ergab sich endlich eine Chance, ungestört mit dem Nachwuchstalents zu reden.

In Sportkreisen weckte Jutta Särkikoski widersprüchliche Gefühle. Sie hatte im vorhergehenden Winter einen Tipp erhalten, wonach zwei vielversprechende junge Diskuswerfer ihre Muskeln mit Mitteln aufbauten, die auf der Dopingliste standen. Außerdem nahmen sie nicht nur selbst anabole Steroide, sondern verkauften sie auch weiter. Jutta hatte die Informationen mehrmals überprüft, bevor sie die sensationelle Reportage an ein Boulevardblatt verkaufte. Obwohl sie ihre Quellen nicht preisgab, wurde die Reportage ernst genommen. Ein überraschender Test während der Trainingsphase überführte die beiden Diskuswerfer. Auch die B-Probe zeigte ein positives Ergebnis, und bei Hausdurchsuchungen fand die Polizei bei beiden mehr Anabolika, als sie für den Eigenbedarf benötigten. Eero Salo und Sami Terävä wurden nicht nur für Wettkämpfe gesperrt, sondern auch wegen Besitz und Weitergabe verbotener Substanzen angeklagt; aus Mangel an Zeugen wurde der zweite Anklagepunkt jedoch fallengelassen.

Jutta hatte für die Aufdeckung des Dopingskandals nicht nur Lob geerntet. Junge Nachwuchstalente waren in der fin-

nischen Leichtathletik dünn gesät. Viele empfanden Jutta daher als Nestbeschmutzerin, die zwei aussichtsreiche Karrieren zunichtegemacht hatte. Schließlich nehme jeder verbotene Mittel, meinten Juttas Kritiker, nur könnten sich manche Sportler ebenteure Substanzen leisten, die nicht so leicht nachzuweisen waren. Diejenigen, die im Voraus von dem geplanten Interview mit Väärä erfahren hatten, zogen den Schluss, dass auch der Erfolg des jungen Mittelstrecklers auf Doping beruhte, und die Abschottungsversuche seines Trainers hatten diesen Verdacht eher noch verstärkt.

Plötzlich tauchte aus dem Halbdunkel eine schwarze Gestalt auf. Ein Elch? Jutta erschrak, der Wagen schlingerte leicht. Doch die Gestalt war ein Mensch, irgendein Verrückter, der durch den Regen joggte. Vermutlich ein Seelenverwandter von Toni Väärä. Der junge Sportler hatte beteuert, sein Erfolg sei einzig und allein hartem Training zu verdanken. In all den Jahren habe er nicht einen Trainingslauf ausfallen lassen, mochte das Wetter noch so schlecht sein. Jutta streifte beinahe die linke Böschung, als sie in weitem Bogen an dem Jogger vorbeifuhr. Im Rückspiegel sah sie das Licht seiner Stirnlampe. Auf dem nächsten Hügel warnte ein weiteres Schild vor Elchen. Auf Straßen dieser Art hängte Jutta sich am liebsten so dicht an einen Laster, dass kein Elch dazwischenpasste. Doch jetzt war die Straße leer.

Plötzlich tauchte im Rückspiegel ein gelblicher Lichtstrahl auf. Ein Kleintransporter näherte sich mit unglaublicher Geschwindigkeit. Er geriet immer wieder auf die Gegenfahrbahn, doch der Fahrer bekam ihn jedes Mal wieder unter Kontrolle. Sieh zu, dass du vorbeikommst, dachte Jutta und drosselte das Tempo, um dem Raser das Überholen zu erleichtern. Der durchgezogene gelbe Mittelstreifen war nur undeutlich zu sehen, doch der Fahrer schien ihn zu respektieren und blieb hinter Juttas Renault.

Rums!

Der Kleintransporter versetzte dem Renault nur einen leichten Stoß, doch Jutta hätte beinahe die Kontrolle über ihren Wagen verloren.

«Um Himmels willen!», rief sie. Sie trat aufs Gas, doch der Lieferwagen blieb dicht hinter ihnen. Dann setzte er doch zum Überholen an und zog gleichauf, fuhr aber nicht vorbei, sondern rammte die linke Vorderflanke des Renaults.

«Was will der Spinner?», schrie Jutta, und auch Toni brüllte etwas, doch seine Worte erreichten sie nicht, denn der Kleintransporter rammte sie erneut, und der Renault schlingerte auf ein Brückengeländer zu. Jutta versuchte zu bremsen, aber vergeblich. Kurz bevor sie das Bewusstsein verlor, sah sie, wie sich das Blut, das ihr aus dem Mund tropfte, mit dem Strahl vermischte, der aus Tonis Schenkelarterie schoss.

Seit einigen Monaten hatte ich häufig Albträume. Alles, was mir in meinem Leben widerfahren war, kehrte im Traum wieder. Der Lauf eines Elchgewehrs drückte gegen meine Brust, und kaum war er verschwunden, sah ich einen explodierenden Briefkasten, der zusammen mit meiner Tochter Iida in die Luft geschleudert wurde. In manchen Träumen war es dunkel, und ich kämpfte mich mit letzter Kraft eine Leiter hoch, denn im Schacht unter mir würde gleich eine Bombe hochgehen. Im schlimmsten Albtraum hielt mir jemand eine mit Zyanid gefüllte Spritze an die Halsschlagader, und ich bekam keine Luft ...

Davon wurde ich meistens wach, aber ich brauchte eine ganze Weile, um zu begreifen, dass es nur Träume waren, von der Phantasie verfremdete Erinnerungen an das, was ich bei meiner Arbeit erlebt hatte. Es wunderte mich, dass die Träume erst einsetzten, nachdem ich den Polizeidienst quittiert hatte. War meine Psyche einfach nicht bereit gewesen, Albträume hinzunehmen, solange mir im Alltag jederzeit etwas zustoßen konnte? Ich hatte erst nachträglich eingesehen, dass ich mich auf die Fälle, die ich untersuchte, emotional viel zu sehr eingelassen hatte. Als Ermittlungsleiterin hätte ich distanzierter sein, Abstand von den Verdächtigen halten und mich auf das Gesamtbild konzentrieren müssen. Aber es hatte mir Spaß gemacht, Vernehmungen zu führen und mit Menschen zu tun zu haben. Vielleicht war der Posten der Kommissarin und Dezernatsleiterin von Anfang an

nicht das Richtige für mich gewesen, oder besser gesagt, ich war die falsche Person für diesen Job. Bei meiner neuen Arbeit hatte ich viel eher das Gefühl, am richtigen Platz zu sein.

Als ich aus meinem Traum aufschrak, schien die Sonne. Es war ein Morgen im Frühherbst, zehn Minuten nach sechs, der Wecker würde erst um halb acht klingeln. Ich schloss die Augen und versuchte, mich zu entspannen, doch die Traumbilder gingen mir nicht aus dem Sinn. Es ist vorbei, betete ich mir vor. Du brauchst nicht mehr zurück.

Meine Stelle als Hauptkommissarin und Leiterin des Gewaltdezernats bei der Espooer Polizei hatte ich schon vor einigen Jahren gekündigt, mit klaren Zukunftsplänen: Meine Freundin und ehemalige Kommilitonin Leena Viitanen-Ruotsi hatte ihre Tante beerbt, und wir wollten gemeinsam eine auf Rechtshilfe für Minderbemittelte spezialisierte Anwaltskanzlei gründen, die wir unter uns «Allus Engel» nannten. Leena gehörte dem Anwaltsverband an, und ich würde die Aufgaben übernehmen, die keine Mitgliedschaft voraussetzten. Ich erholte mich damals gerade von einer Körperverletzung, der ich im Zuge meiner Ermittlungen in einer Mordserie zum Opfer gefallen war. Selbst als ich die Kündigung einreichte, war mir noch nicht vollkommen bewusst gewesen, wie stark mich die Attacke erschüttert hatte.

Ein Berufswechsel war die einzige denkbare Lösung gewesen. Leena und ich hatten im Frühjahr und in den ersten Sommerwochen mit glühendem Eifer Pläne geschmiedet, bis das Leben wieder einmal mit einer unangenehmen Überraschung aufwartete. Am Wochenende nach Mittsommer war Leenas Familie mit dem Bus zum Sommerhaus ihres Bruders in Bromarv gefahren. Leena war noch mit mir bei einem Konzert gewesen und wollte am Abend mit dem Wagen nachkommen. Erst gegen Mitternacht war sie in Helsinki losgefahren. Bei Västankvarn war ihr ein Fahrer entgegengekommen, der sich vor der Fahrt eine

Flasche Schnaps hinter die Binde gegossen hatte. Obwohl Leena auszuweichen versuchte, waren die beiden Autos zusammengestoßen. Im Gegensatz zu dem Betrunkenen hatte Leena den Unfall überlebt, doch das war ein magerer Trost. Meine Freundin war von der Taille abwärts gelähmt und musste eine Reihe von Operationen über sich ergehen lassen. Ob sie je wieder laufen könnte, war ungewiss. Sie hatte mich sofort gebeten, meine Zukunftspläne nicht von der Hoffnung auf ihre Genesung abhängig zu machen.

So stand ich also ohne Job da. Nach der Karenzzeit bekam ich Arbeitslosengeld, aber ich hatte nicht die Absicht, lange untätig zu bleiben. Kurz nach dem Unfall hatte sich mein ehemaliger Chef Jyrki Taskinen gemeldet und gefragt, ob ich nicht zur Polizei zurückkehren wolle. Im Dezernat für Wirtschaftskriminalität sei eine Stelle frei. Ich hatte ihn ausgelacht, natürlich in aller Freundschaft. In Fragen der Wirtschaftskriminalität war ich trotz meiner juristischen Ausbildung nicht kompetent. Jyrki hätte das eigentlich wissen müssen.

Auch andere ehemalige Kommilitonen erfuhren von dem Schicksalsschlag. Leena wurde mit Zuspruch überschüttet; bei mir wiederum meldete sich Mikko Rajajoki, Leitender Referent im Innenministerium, der zur gleichen Zeit mit dem Jura-studium begonnen hatte wie Leena und ich.

«Hallo, Maria! Ich hab neulich mit Lasse und Kristian Squash gespielt.»

«Die alte Clique, wie?» Auch Lasse Nordström und Kristian Ljungberg waren ehemalige Studienkollegen, mit Kristian war ich sogar eine Zeitlang liiert gewesen.

«Ja. Wie man hört, bist du momentan frei, ich meine stellungslos.»

«Stimmt. Nicht alle haben Kristians Talent, Karriere zu machen.»

«Oder Kristians Beziehungen. Wegen Beziehungen rufe ich dich auch an, du bist nämlich genau die Person, die ich suche. Bei der Espooer Polizei hast du doch auch Fälle von Gewalt in der Familie untersucht?»

«Davon gab es mehr als genug, leider.»

«Wir sind im Innenministerium gerade dabei, ein Forschungsprojekt über häusliche Gewalt zu starten, bei dem zunächst die vielfältigen Erscheinungsformen kartiert und dann wirksame Präventivmaßnahmen entwickelt werden sollen», begann Mikko und hielt mir anschließend einen viertelstündigen Vortrag darüber, dass Gewalt gegen Kinder, vor allem wenn sie von den Müttern ausging, überhaupt nicht wahrgenommen wurde, sie war ein gesellschaftliches Tabu. Damit hatte er leider recht. Die Forschung über familiäre Gewalt war teilweise politisiert, sie wurde sowohl von Frauenverbänden in Beschlag genommen als auch von den Aktivisten der Männerbewegung, die der Ansicht waren, sie wären die Sündenböcke und über die Gewalt von Frauen werde hinweggesehen.

All das wusste ich, aber ich ließ Rajajoki reden. Ich hatte schon lange mit dem Gedanken gespielt, eine Lizientienarbeit zu schreiben und an der Uni einzureichen; vielleicht würde ich bei diesem Projekt geeignetes Material finden. Also fragte ich Mikko, ob ich die Ergebnisse auch akademisch nutzen dürfte. Er meinte, dem stehe nichts im Wege. Die Untersuchung schien mir sinnvoll, denn der Kampf gegen familiäre Gewalt war eigentlich erst nach der Jahrtausendwende ernsthaft aufgenommen worden.

Nach kurzer Arbeitslosigkeit wurde ich also wieder Beamtin des Innenministeriums, diesmal aber forschte ich nicht kriminalistisch, sondern wissenschaftlich. Außer mir waren ein Sozialarbeiter und eine Psychologin an dem Projekt beteiligt. Wir arbeiteten auch mit der Polizeischule zusammen, die bald darauf zur Polizeifachhochschule, kurz PFHS, aufgewertet wurde.

Mir fiel die Aufgabe zu, Lehrgänge zur Erkennung von Gewalt im sozialen Nahraum zu halten, die jedes Frühjahr an der PFHS stattfanden. Sie richteten sich teils an Polizeischüler, die kurz vor dem Abschluss standen, teils waren sie als Fortbildung für berufserfahrene Polizeibeamte konzipiert. Die Schule hatte sich seit meiner Zeit verändert, doch in der Kantine arbeitete immer noch die netteste Kassiererin der Welt, die sich selbst nach zwanzig Jahren noch an mich erinnerte. Man munkelte, dass sie alle Absolventen der Polizeischule mit Namen kannte und wusste, wer nach der Ausbildung wo gelandet war.

«Ich kann gut verstehen, dass du zur Abwechslung etwas anderes tun willst», nickte sie mir zu, als ich meine Portion Pasta mit Gemüse bezahlte. «Als Polizistin darf man nicht zu viel grübeln, man muss einfach nur Verbrechen aufklären. Das scheinst du manchmal vergessen zu haben.» Als ich leicht verwirrt lächelte, erklärte die Frau, sie habe meine Laufbahn genau verfolgt.

Während ich mein Mittagessen verzehrte, gestand ich mir ein, dass sie recht hatte. Ein Polizist konnte nicht völlig gefühllos sein, aber unparteiisch musste er bleiben, und gegen diese Regel hatte ich allzu oft verstoßen. Jetzt bestand meine Aufgabe darin, mit streng wissenschaftlicher Genauigkeit Informationen über das menschliche Verhalten zu sammeln. Ich brauchte nicht in das Leben meiner Forschungsobjekte einzugreifen, ich musste lediglich ruhig zuhören und Notizen machen. Dennoch meldete sich mein früheres Leben in Form von Albträumen, als wollte es mir klarmachen, dass ich alles, was ich erlebt hatte, bis an mein Lebensende mit mir tragen würde.

Auch mein Mann Antti war weiterhin als Forscher tätig; er hatte eine dreijährige Anstellung an der Akademie Finnlands bekommen. Sein aktuelles Projekt vertrat die weltverbessernde Richtung der Mathematik, mit der er sich schon beim Globalisierungsprojekt der Universität Vaasa befasst hatte. Die Akademie

finanzierte ein multidisziplinäres Forschungsprojekt, bei dem es um die Frage ging, wie man den Schwerpunkt der Besteuerung von der Einkommens- auf die Umwelt- und Konsumsteuer verlagern konnte und welche Auswirkungen dies auf die finnische Volkswirtschaft hätte. Antti war von dem Projekt begeistert.

«Ich war immer schon der Meinung, dass Mathematik eine politische Wissenschaft ist. Zwei plus zwei ergibt immer vier, aber die Zahlen sind trotzdem nicht neutral. Man kann fragen, wem die zwei plus zwei gehören. Kommt die eine Zwei zum Beispiel von jemandem, der sechs hat, und die andere von einem, der nur drei besitzt?»

Wir fühlten uns also beide wohl bei unserer Arbeit, und unsere Kinder freuten sich, weil wir viel öfter zu Hause waren als früher. Antti war einige Jahre lang zwischen Vaasa und Espoo gependelt, und ich hatte versucht, die unregelmäßige Arbeitszeit bei der Polizei mit der Kinderbetreuung unter einen Hut zu bringen. Ohne die Hilfe meiner Schwiegermutter wären wir nicht zurechtgekommen. Sie war in vielerlei Hinsicht unentbehrlich gewesen. Zudem hatte sie Antti und seine Schwester Maritta praktisch gezwungen, das Erbe ihres Vaters vernünftig zu nutzen. Folglich hatten wir ein Haus gekauft und zur Hälfte aus dem Erbe finanziert, den Rest durch Ersparnisse und einen Kredit. Ein ganz neues Gefühl. Als wir heirateten, konnten wir uns gar nicht vorstellen, je etwas zu besitzen, weshalb wir auch nicht auf die Idee gekommen waren, Gütertrennung zu vereinbaren.

In den letzten zwei Jahren hatte ich trotz der Albträume das Gefühl gehabt, die beste Zeit meines Lebens zu erleben. Ein Eigenheim in einem dichtbebauten Teil Espoos war vielleicht kein Paradies, aber die Schule lag in der Nähe, und die Busverbindung zum Arbeitsplatz war günstig. Als Taneli vor einigen Wochen eingeschult worden war, hatten Antti und ich abwechselnd verkürzt

gearbeitet. Bei Iida, die in die fünfte Klasse ging, kündigte sich bereits die Pubertät an. Vielleicht lag der letzte harmonische Winter vor uns. Der September war warm, im Wald standen Unmengen von Pilzen, und in unserem Garten blühten die Stiefmütterchen. Und die Albträume waren nur Albträume, Erinnerungen an ein früheres Leben.

Ich merkte, dass ich restlos wach war. Das spürte auch Venjamin, unser Kater. Gleich würde er vom Bett springen, in die Küche laufen und nach Futter maunzen. Ich beschloss, aufzustehen und eine Runde zu joggen. Das Außenthermometer zeigte acht Grad. Der Ahorn in unserem Garten prunkte bereits mit einigen roten Blättern. Ich trank eine Tasse Milchkaffee, machte ein paar Dehnübungen und lief in ruhigem Tempo los.

Leena konnte die Beine immer noch nicht bewegen, hatte aber die Hoffnung nicht ganz aufgegeben. Beim Joggen dachte ich fast immer an sie. Meine Schritte waren auch nicht mehr so leicht wie mit zwanzig, aber die sechs Kilometer, die ich morgens lief, schaffte ich immer noch in gut einer halben Stunde. Ich versuchte gar nicht erst, bei dem Tempo der beiden Männer mitzuhalten, die vor mir joggen; sie waren zwanzig Jahre jünger und dreißig Zentimeter größer als ich. Als ich zurückkam, war Taneli schon aufgestanden. Er hatte zweimal wöchentlich vor Schulbeginn Eislauftraining und wachte auch an den anderen Tagen früh auf. Ich frühstückte mit den Kindern, dann verließen wir alle vier gemeinsam das Haus. Die Kinder gingen zu Fuß zur Schule, wobei Iida allerdings meckerte, weil sie ihren kleinen Bruder mitschleppen musste. Antti stieg in den Bus nach Otaniemi, ich fuhr mit einer anderen Linie ins Zentrum von Helsinki. Das Ministerium hatte Büroräume am Bahnhofplatz gemietet; der Blick aus meinem Bürofenster war der reine Luxus für mich, denn an meinem vorigen Arbeitsplatz hatte ich direkt auf die Autobahn gesehen. Ich lief die Treppe in den dritten Stock hinauf. Drinnen roch es

nach Kaffee: Meine Kollegen Outi und Jarkko waren schon da. Ich rief ihnen einen Gruß zu und ging in mein Büro. Auf meinem Schreibtisch stand ein lustiges Foto von Iida und Taneli. Es war im Astrid-Lindgren-Park in Vimmerby aufgenommen worden, und die Kinder posierten als Ida und Michel aus Lönneberga. Als die Aufnahme gemacht wurde, war Taneli noch flachsblond gewesen, doch nun färbten sich seine Haare allmählich dunkel.

Meine Haare wiederum waren so lang wie nie zuvor in meinem Erwachsenenleben, sie reichten weit über die Schultern. Ich band sie nur zusammen, wenn ich respektabel wirken wollte, was in meinem derzeitigen Job nicht jeden Tag nötig war. Als Akademikerin durfte ich bohemehaft aussehen, während ich als Kommissarin kühl und sachlich wirken müssen. In der Vorwoche war ich beim Friseur gewesen; nun waren die grauen Strähnen, die in meinem roten Schopf aufgetaucht waren, wieder unter glänzender Farbe verborgen. Um meine Augen hatten sich Lachfältchen eingegraben, vom Sommer waren noch einige Sommersprossen im Gesicht zurückgeblieben, und meine Nase schien von Jahr zu Jahr stupziger zu werden. Gut, dass wenigstens ein Körperteil der Schwerkraft trotzte.

Ich legte die Salmiakdrops, die ich am Busbahnhof gekauft hatte, weil sie meine Arbeitseifer stimulierten, in die Schreibtischschublade und klickte die Mailbox an. Dort warteten wieder Nachrichten von zwei mittlerweile vertrauten, aber nach wie vor anonymen Untersuchungsteilnehmern, die sich Leonardo und Snorkmädchen nannten. Zu Beginn des Projekts hatten wir auf jede erdenkliche Weise nach Untersuchungsmaterial und Interviewpartnern gesucht. Zum Teil waren die Kontakte durch die Polizei und das Sozialamt vermittelt worden, zum Teil hatten sich die Betroffenen selbst mit uns in Verbindung gesetzt. Snorkmädchen kommunizierte per E-Mail mit mir. Da das Untersuchungsmaterial vertraulich war, versuchten wir gar nicht erst, die

wahre Identität der Teilnehmer festzustellen. Mir war das anfangs schwergefallen, denn als Polizistin war ich an direktes Eingreifen gewöhnt, doch allmählich hatte ich gelernt, es zu genießen, dass ich für meine Gesprächspartner keine Verantwortung trug.

Snorkmädchen war meiner Einschätzung nach ein Mädchen im Teenageralter, das regelmäßig misshandelt wurde. Von unserem Projekt hatte sie durch ein Falblatt erfahren, das an den Schulen verteilt worden war. Ich hatte vergeblich versucht, sie zu überreden, wenigstens mit der Schulpsychologin zu sprechen.

Outi, Jarkko und ich hatten lange darüber diskutiert, ob anonym eingesandtes Material vertrauenswürdig war, und schließlich beschlossen, es in einem separaten Teil der Untersuchung auszuwerten. Es interessierte uns, weshalb die Betroffenen anonym bleiben wollten. Zudem war es ja gerade die verborgene häusliche Gewalt, in die wir Einblick gewinnen wollten. Auch wenn die Welt nie perfekt sein würde, wie Jarkko zu sagen pflegte.

Wie fast immer begann die Mail des Snorkmädchens mit einem Bericht über ihre jüngste Lektüre. Sie liebte brutale Bücher, vor allem solche mit realem Hintergrund. Es handelte sich wohl um eine Art Therapie, denn den Menschen in diesen Büchern ging es noch schlechter als ihr selbst. Nach dieser Einleitung berichtete sie, was ein Familienmitglied namens Morra ihr diesmal angetan hatte. Im Haushalt lebte außerdem noch eine Person, die Hemul genannt wurde und häufig abwesend war. Bisweilen schien es offensichtlich, dass Morra Snorkmädchens Vater und Hemul ihre Stiefmutter war, doch manchmal beschlich mich der Verdacht, Morra könne die Mutter und Hemul ein erwachsener Bruder oder der Freund der Mutter sein. Ich konnte nicht einmal mit Bestimmtheit sagen, ob sich hinter dem weiblichen Pseudonym wirklich ein Mädchen verbarg; Jugendliche verstanden sich aufs Bluffen.